

Nr. 180. Bromberg, den 9. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(18. Fortsetzung.)

„Wie du nur redest, Corinna. Wie kann es mir denn sauer werden? Ich führe ja bloß die Wirtschaft und bin bloß eine Dienerin.“

„Ein Glück, daß Papa das nicht hört. Sie wissen, das kann er nicht leiden, daß Sie so von Dienerin reden, und er nennt es eine falsche Bescheidenheit . . .“

„Ja, ja, so sagt er. Aber Schmolke, der auch ein ganz kluger Mann war, wenn er auch nicht studiert hatte, der sagte immer: „Höre, Rosalie, Bescheidenheit ist gut und eine falsche Bescheidenheit (denn die Bescheidenheit ist eigentlich immer falsch) ist immer noch besser als gar keine.“

„Hm“, sagte Corinna, die sich etwas getroffen fühlte, „das läßt sich hören. Überhaupt, liebe Schmolke, Ihr Schmolke muß eigentlich ein ausgezeichneter Mann gewesen sein. Und Sie sagten ja auch vorhin schon, er habe so etwas Anständiges gehabt und beinah zu anständig. Sehen Sie, so etwas höre ich gern, und ich möchte mir wohl etwas dabei denken können. Worin war er denn nun eigentlich so sehr anständig? . . . Und dann, er war ja doch bei der Polizei. Nun, offen gestanden, ich bin zwar froh, daß wir eine Polizei haben, und freue mich über jeden Schutzmann, an den ich herantreten und den ich nach dem Weg fragen und um Auskunft bitten kann, und das muß wahr sein, alle sind artig und manierlich, wenigstens hab ich es immer so gefunden. Aber das von der Anständigkeit und von zu anständig . . .“

„Ja, liebe Corinna, das is schon richtig. Aber da sind ja Unterschiedlichkeiten, und was sie Abteilungen nennen. Und Schmolke war bei solcher Abteilung.“

„Natürlich. Er kann doch nicht überall gewesen sein.“

„Nein, nicht überall. Und er war gerade bei der allerschwersten, die für den Anstand und die gute Sitte zu sorgen hat.“

„Und so was gibt es?“

„Ja, Corinna, so was gibt es und muß es auch geben. Und wenn nu — was ja doch vorkommt, und auch bei Frauen und Mädchen vorkommt, wie du ja wohl gesehen und gehört haben wirst, denn Berliner Kinder sehen und hören alles — wenn nu solch armes und unglückliches Geschöpf (denn manche sind wirklich bloß arm und unglücklich) etwas gegen den Anstand und die gute Sitte tut, dann wird sie vernommen und bestraft. Und da, wo die Vernehmung is, da gerade saß Schmolke . . .“

„Merkwürdig. Aber davon haben Sie mir ja noch nie was erzählt. Und Schmolke, sagen Sie, war mit dabei? Wirklich, sehr sonderbar. Und Sie meinen, daß er gerade deshalb so sehr anständig und solide war?“

„Ja, Corinna, das mein ich.“

„Nun, wenn Sie's sagen, liebe Schmolke, so will ich es glauben. Aber ist es nicht eigentlich zum Verwundern? Denn Ihr Schmolke war ja damals noch jung oder so ein Mann in seinen besten Jahren. Und viele von unserem Geschlecht, und gerade solche, sind ja doch oft bildhübsch. Und da sitzt nun einer, wie Schmolke da gesessen, und muß immer streng und ehrbar aussehen, bloß weil er da zufällig sitzt. Ich kann mir nicht helfen, ich finde das schwer. Denn das ist ja gerade so wie der Versucher in der Wüste: „Dies alles schenke ich dir.“

Die Schmolke seufzte. „Ja Corinna, daß ich es dir offen gestehe, ich habe auch manchmal geweint, und mein furchtbares Reißen, hier grad im Nacken, das is noch von der Zeit her. Und zwischen das zweite und dritte Jahr, daß wir verheiratet waren, da hab ich beinah elf Pfund abgenommen, und wenn wir damals schon die vielen Wiegewaagen gehabt hätten, da wär es wohl eigentlich noch mehr gewesen, denn als ich zu's Wiegen kam, da setzte ich schon wieder an.“

„Arme Frau“, sagte Corinna. „Ja, das müssen schwere Tage gewesen sein. Aber wie kamen Sie denn darüber hin? Und wenn Sie wieder ansetzten, so muß doch so was von Trost und Beruhigung gewesen sein.“

„War auch, Corinnchen. Und weil du ja nu alles weißt, will ich dir auch erzählen, wie's kam un wie ich meine Ruhe wiederkriegte. Denn ich kann dir sagen, es war schlimm, und ich habe mitunter viele Wochen lang kein Auge zugetan. Na, zuletzt schläft man doch ein bißchen; die Natur will es und is auch zuletzt noch stärker als die Eifersucht. Aber Eifersucht ist sehr stark, viel stärker als Liebe. Mit Liebe is es nich so schlimm. Aber was ich sagen wollte, wie ich nu so ganz runter war und man bloß noch so hing und bloß noch so viel Kraft hatte, daß ich ihm doch sein Hammelfleisch un seine Bohnen vorsetzen konnte, das heißt, geschnitzelte mocht er nich und sagte immer, sie schmeckten nach Messer, da sah er doch wohl, daß er mal mit mir reden müsse. Denn ich red'te nich, dazu war ich viel zu stolz. Also er wollte reden mit mir, und als es nu so weit war und er die Gelegenheit auch ganz gut abgepaßt hatte, nahm er einen kleinen vierbeinigen Schemel, der sonst immer in der Küche stand, un is mir, als ob es gestern gewesen wäre, un rückte den Schemel zu mir ran und sagte: „Rosalie, nu sage mal, was hast du denn eigentlich?“

Um Corinnas Mund verlor sich jeder Ausdruck von Spott; sie schob das Tablett etwas beiseite, stützte sich, während sie sich aufrichtete, mit dem rechten Arm auf den Tisch und sagte: „Nun weiter, liebe Schmolke.“

„Also, was hast du eigentlich?“ sagte er zu mir. Na, da stürzten mir denn die Tränen man so pimperlings raus, und ich sagte: „Schmolke, Schmolke“, und dabei sah ich ihn an, als ob ich ihn ergründen wollte. Un ich kann wohl sagen, es war ein scharfer Blick, aber doch immer noch freundlich. Denn ich liebte ihn. Und da sah ich, daß er ganz ruhig blieb und sich gar nicht verfärbte. Un dann nahm er meine Hand, streichelte sie ganz zärtlich un sagte: „Rosalie, das is alles Unsinn, davon verstehst du nichts, weil du nicht in der „Sitte“ bist. Denn ich sage dir, wer da so tagaus, tagein in der Sitte sitzen muß, dem vergeht es, dem stehen die Haare zu Berge über all das Elend und all den Jammer, und wenn dann welche kommen, die nebenher auch noch ganz verhungert sind, was auch vorkommt, und wo wir ganz genau wissen, da sitzen nu die Eltern zu Hause un grämen sich Tag und Nacht über die Schande, weil sie das arme Wurm, das mitunter sehr merkwürdig dazu gekommen ist, immer noch liebhaben und helfen und retten möchten, wenn zu helfen und zu retten

noch menschenmöglich wäre — ich sage dir, Rosalie, wenn man das jeden Tag sehen muß, un man hat ein Herz im Leibe un hat bei's erste Garderegiment gedient un is für Proppertät und Strammheit und Gesundheit, na, ich sage dir, denn is es mit Verführung un all so was vorbei, un man möchte rausgehn und weinen, un ein paarmal hab ich's auch, alter Kerl, der ich bin, und von Karessieren und „Fräuleinchen" steht nichts mehr drin, un man geht nach Hause und is froh, wenn man sein Hammelfleisch kriegt und eine ordentliche Frau hat, die Rosalie heißt. Bist du nu zufrieden, Rosalie?" Und dabei gab er mir einen Kuß . . ."

Die Schmolke, der bei der Erzählung wieder ganz weh ums Herz geworden war, ging an Corinnas Schrank, um sich ein Taschentuch zu holen. Und als sie sich nun wieder zurechtgemacht hatte, so daß ihr die Worte nicht mehr in der Kehle blieben, nahm sie Corinnas Hand und sagte: „Sie, so war Schmolke. Was sagst du dazu?"

„Ein sehr anständiger Mann."

„Na ob."

In diesem Augenblick hörte man die Klingel. „Der Papa", sagte Corinna, und die Schmolke stand auf, um dem Herrn Professor die Tür zu öffnen.

Sie war auch bald wieder zurück und erzählte, daß sich der Papa nur gewundert habe, Corinnchen nicht mehr zu finden; was denn passiert sei? Wegen ein bißchen Kopfweh gehe man doch nicht gleich zu Bett. Und dann habe er sich seine Pfeife angesteckt und die Zeitung in die Hand genommen und habe dabei gesagt: „Gott sei Dank, liebe Schmolke, daß ich wieder da bin; alle Gesellschaften sind Unsinn; diesen Satz vermache ich Ihnen auf Lebenszeit." Er habe aber ganz fidel dabei ausgesehen, und sie sei überzeugt, daß er sich eigentlich ganz gut amüsiert habe. Denn er habe den Fehler, den so viele hätten, und die Schmidts voran: sie red'ten über alles und wüßten alles besser. „Ja, Corinnchen, in diesem Belange bist du auch ganz Schmidtsch."

Corinna gab der guten Alten die Hand und sagte: „Sie werden wohl recht haben, liebe Schmolke, und es ist ganz gut, daß Sie mir's sagen. Wenn Sie nicht gewesen wären, wer hätte mir denn überhaupt was gesagt? Keiner. Ich bin ja wie wild aufgewachsen, und ist eigentlich zu verwundern, daß ich nicht noch schlimmer geworden bin, als ich bin. Papa ist ein guter Professor, aber kein guter Erzieher, und dann war er immer zu sehr von mir eingenommen und sagte: „das Schmidtsche hilft sich selbst" oder „es wird schon zum Durchbruch kommen."

„Ja, so was sagt er immer. Aber mitunter ist eine Maulschelle besser."

„Um Gottes willen, liebe Schmolke, sagen Sie doch so was nicht. Das ängstigt mich."

„Ach, du bist närrisch, Corinna. Was soll dich denn ängstigen? Du bist ja nun eine große, forsche Person und hast die Kinderschuhe längst ausgetreten und könntest schon sechs Jahre verheiratet sein."

„Ja", sagte Corinna, „das könnt ich, wenn mich wer gewollt hätte. Aber dummerweise hat mich noch keiner gewollt. Und da habe ich denn für mich selber sorgen müssen . . ."

Die Schmolke glaubte nicht recht gehört zu haben und sagte „Du hast für dich selber sorgen müssen? Was meinst du damit, was soll das heißen?"

„Es soll heißen, liebe Schmolke, daß ich mich heut abend verlobt habe."

„Himmlischer Vater, is es möglich! Aber sei nich böse, daß ich mich so verfiere . . . Denn es is ja doch eigentlich was Gutes. Na, mit wem denn?"

„Rate."

„Mit Marcell."

„Nein, mit Marcell nicht."

„Mit Marcell nicht? Ja, Corinna, dann weiß ich es nich und will es auch nich wissen. Bloß wissen muß ich es am Ende doch. Wer is es denn?"

„Leopold Treibel."

„Herr, du meine Güte . . ."

„Findest du's so schlimm? Hast du was dagegen?"

„I bewahre, wie werd ich denn! Und würde sich auch gar nich vor mir passen. Un denn die Treibels, die sind alle gut un sehr proppre Leute, der alte Kommerzienrat voran, der immer so spaßig is und immer sagt: „Je später der Abend, je schöner die Leute" un „noch fufzig Jahre so wie heut" und so was. Und der älteste Sohn is auch sehr gut und Leopold auch. Ein bißchen spitzer, das is wahr, aber heiraten is ja nich bei Renz in 'n Zirkus. Und Schmolke sagt oft: „Höre, Rosalie, das laß gut sein, so was täuscht, da kann man sich irren; die Dünen und die so schwach aussehn, sind oft gar nich so schwach." Ja, Corinna, die Treibels sind gut, un bloß die Mama, die Kommerzienrätin, ja höre, da kann ich mir nich helfen, die Rätin, die hat so was, was mir nicht recht paßt, un ziert sich immer un tut so, un wenn was Weinerliches erzählt wird von einem Pudel, der ein Kind aus dem Kanal gezogen, oder wenn der Professor was vorpredigt un mit seiner Baßstimme so vor sich hinbrummelt: „wie der Unsterbliche sagt' . . . un dann kommt immer ein Name, den kein Christenmensch kennt und die Kommerzienrätin woll auch nich — dann hat sie gleich immer ihre Träne un sind immer wie Stehtränen, die gar nich runter woll'n."

„Daß sie so weinen kann, ist aber doch eigentlich was Gutes, liebe Schmolke."

„Ja, bei manchem is es was Gutes und zeigt ein weiches Herz. Un ich will auch weiter nichts sagen un lieber an meine eigne Brust schlagen, un muß auch, denn mir sitzen sie ja auch man lose . . . Gott, wenn ich daran denke, wie Schmolke noch lebte, na, da war vieles anders, un Billeter für den dritten Rang hatte Schmolke jeden Tag un mitunter auch für den zweiten. Un da machte ich mich denn fein, Corinna, denn ich war damals noch keine dreißig un noch ganz gut im Stande. Gott, Kind, wenn ich daran denke! Da war damals eine, die hieß die Erharten, die nachher einen Grafen geheiratet. Ach, Corinnchen, da hab ich auch manche schöne Träne vergossen. Ich sage schöne Träne, denn es erleichtert einen. Un in Maria Stuart war es am meisten. Da war denn doch eine Schnauberei, daß man gar nichts mehr verstehn konnte, das heißt aber bloß ganz zuletzt, wie sie von all ihre Dienerinnen und von ihrer alten Amme Abschied nimmt, alle ganz schwarz, un sie selber immer mit's Kreuz ganz wie 'ne Katholsche. Aber die Erharten war keine. Und wenn ich mir das alles wieder so denke un wie ich da aus der Träne gar nich rauskommen bin, da kann ich auch gegen die Kommerzienrätin eigentlich nichts sagen."

(Fortsetzung folgt)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von **Margaret Laube.**

(9. Fortsetzung.

„Aber warum ging sie denn dann mit?"

Felix lächelt ganz wenig. Kann diese gescheite Frau sich das wirklich nicht denken? „Weil sie sich geniert, Frau Seitz."

Aber Lissie Seitz wird nicht so schnell damit fertig. Es liegt ihr so unbeschreiblich fern, daß man sein Leben verderben könnte, nur weil man sich geniert. Aber es ist möglich. Wenn ein so junger Mensch wie Felix es denkt und es anscheinend auch verstehen kann . . .

Während sie durch die Vororte jagen, daß die Leute hinter ihnen herfluchen, schieben sich ihre Brauen immer enger zusammen. Endlich kann sie nicht mehr für sich behalten, was sie quält: „Glauben Sie, Felix, daß Gipsy so etwas auch tun könnte? So etwas mit der Venus und mit Lübeck?"

Der junge Buchhändler bricht zu ihrer Erleichterung in ein fröhliches Gelächter aus. „Ihre Gipsy? — Nein!"

„Und warum nicht, was meinen Sie, Felix?"

„Weil sie nicht eitel ist."

„Und nicht hübsch, meinen Sie gleichzeitig."

„Nein!" ruft Felix hitzig, „das meine ich nicht. Gipsy ist auf eine Weise hübsch, darüber läßt sich nicht sprechen, auf eine undefinierbare Weise. Sie ist der Extrakt unserer jungen Großstädterinnen. Einfach scharmant." Er ist glücklich, das Wort gefunden zu haben. „Scharmant, Frau Seitz."

Lissie ist befriedigt. Aber nun steckt sie ihr Gesicht in den hohen Fellkragen und scheint einzunicken. Seit drei ist sie beständig auf der Suche nach dem Austauschkind gewesen, und nun ist sie, neben Felix, dem Getreuen, auf dem Weg zu der Verlorenen. Sie schläft ein und wacht erst dicht vor dem Holstentor in Lübeck wieder auf.

Mit jetzt wieder tiefblauen, frischen Augen guckt sie neben Felix in das Fremdenbuch des Hotels, das sie als erstes aufsuchen und in dem sie, — Felix schreit Hurrah! — sofort den Namen Eugen Wunderlich finden. Mit Begleitung. Dann zwei männliche Namen. Dann Rita Lee, Schauspielerin. Nichts von Gretchen. Sie sehen sich eine sehr lange Minute unverwandt an.

„Heißt die junge Dame mit ihrem Taufnamen Margarete, Frau Seitz?"

Lissie nickt stumm.

„Margarete, Margarita — Rita — — — Lemme ist Lee. Nochmals Hurra! Wir haben sie!"

Lissie läßt betäubt die Hände sinken.

„Gut, daß ich Sie mithab, Felix! Das geht selbst über mein Ahnungsvermögen. Ich muß fernerhin doch Kreuzworträtsel raten!"

Rita Lee . . .

Sie setzt sich langsam in einen Korbstuhl, der in dem dürftigen Hoteleingang steht. Felix zündet sich eine Zigarette an und steigt hinter dem Oberkellner die läuferbedeckte Treppe hinauf.

7. Kapitel.

„Hast du es dir überlegt, Wölfchen?"

„Du sollst mich nicht Wölfchen nennen, Gipsy!"

„Bis du nicht weißt, was du eigentlich willst, werde ich dich Wölfchen nennen, mein Lieber. — Also wie ist es damit?"

Sie stehen an einem Zaun vor dem Berggartengehölz und sehen nach den schweren grauen Wolken, die heraufziehen. „Es gibt Schnee", sagt Wolf Hessel sorgenvoll.

„Wenn schon!"

Sie hat gut reden! Dann hört das Tennisspielen auf. Wo sollen dann die Mathematikstunden gegeben werden, die nach zehn Minuten Kegelschnitten und Gleichungen in diese Debatten übergehen, die vor nichts, was in der Welt passiert, halt machen, und die ihm so unentbehrlich geworden sind!

„Das Tennisspielen hat dir gut getan, Wölfchen. Du siehst nicht mehr so milchsuppenweiß aus."

„Ausdrücke hast du, Gipsy!"

„Ich weiß, es ist dir viel zu prosaisch, die Dinge beim Namen genannt zu hören. Das habt ihr eben nie getan, du und Gretchen." Und darum liegt die Gärtnerei auch da wie ein alter Trümmerhaufen. In die Treibhäuser schlüpfen Kröten und Spatzen und nisten dort, und ein vernünftiger Mensch könnte weinen über den ungeheuren Materialschaden, den der kommende Winter dort anrichten wird.

„Ich ärgere mich krank über dich, Wolf Hessel! Du verkehfst das Leben nicht. Mit zweiundzwanzig noch studieren wollen! Toten Unsinn! Dabei hast du nicht die Butter zum Brot! Lächerlich!"

„Ich verbitte mir, daß du meine Wissenschaft „toten Unsinn" nennst! Was geht es dich an, ob ich Butter auf meinem Brot hab? Du mischst dich ein, Gipsy!"

Gipsy wirbelt das alte nasse Laub mit den Füßen auf. „Gut. Wurzele allein weiter. Vergrabe dich in Bücher und bilde dir dabei ein, daß ein hungernder Stipendienstudent die Welt weiter bringt, als ein tüchtiger Gärtner! Ja, wenn du wenigstens ein Stipendium hättest! Aber wo denn? Kümmerst du dich darum? — Fahre nach Berlin, nach München, nach Hamburg! Frage dort an, wie viele darauf lauern, mit verkrümmtem Rückgrat sich über tote Bücher hocken zu wollen, statt einfach ordentlich zu arbeiten und Geld zu verdienen. Faul seid ihr! Das ist alles!"

Es ist unerträglich! Wolf Hessel muß jetzt auf der Stelle diesem frechen Fratz den Rücken kehren und ihn stehen lassen samt seiner Verherrlichung von Geldverdienen und Arbeiterberufen! Das kann er sich einfach nicht bieten lassen! — —

Aber er bleibt stehen und gräbt seine Fingernägel in den morschen Holzzaun. Inzwischen höhnt Gipsy weiter.

„Ich kann es mir ja so lebhaft vorstellen, wie du und Gretchen dagesessen habt, jammernd um die Dozentenstelle, die unbedingt von Wolfgang Hessel besetzt werden muß. Als ob es nichts auf der Welt gäbe als Akademiker!

Habt ihr nichts von der Amerikanisierung Europas gehört? Keiner hat das so nötig wie wir Deutschen, sagt Papa. Dichter und Denker! Hört sich ganz schön an! Und lassen sich übers Ohr hauen von jedem, der die Weltlage besser erfaßt hat als ihr!

Komm' nach Hamburg oder nach Berlin! Da ziehen sie dir das Fell ab, verträumt wie du bist! Aber immer nur studieren, Grade erwerben, mit Titeln spazierengehen. Imponiert euch das immer noch?

Mir ist ein tüchtiger Handwerker lieber. Der stellt doch Werte hin. Ihr verkrümmt nur noch mehr armen Jungens den graden Körper. Ja, wenn du noch Arzt werden wolltest! Darin könnte ich noch Idealismus erblicken! Aber Philosophie! Weitab vom wirklichen Leben, nur das wiederkäuen, was Kant und Schopenhauer und Nietzsche alles schon viel besser gesagt haben!

Heiser reden kann ich mich. Es hilft ja doch nichts. Gretchen kann weiterweinen und du stirbst eines Tages an Unterernährung. Was geht es mich an!"

Sie schlendert ein Stückchen weiter und untersucht das Gebüsch nach sitzengebliebenen Schlehen.

Der junge Mann lehnt unglücklich am Zaun. Sie hat recht, was geht es sie an? Warum soll sie sich eigentlich Sorgen machen um ihn? Aber sie tut es. Stachelig wie eine Kastanie, macht sie sich ernstliche Sorgen, was aus ihm werden soll. Dabei rückt schon wieder die nächste Kalamität mit den Hypothekenzinsen ihm auf den Hals. Die rückständigen hat er von ihrem Stundengeld bezahlt. Er wird langsam dunkelrot. Diese Stunden! Ist sie eine gute Komödiantin oder will sie wirklich etwas lernen? Oder — liebt sie ihn?

„Ich hab' dich so gern, Wölfchen", ruft sie von der Schlehenhecke herüber. Er zuckt zusammen. Das geht nicht, unmöglich, — Gretchen hat seit zwei Wochen nicht geschrieben, aber einerlei, sie ist sein Gretchen und er hat geschworen, daß sein Leben ihr gehören soll.

„Nicht, Gipsy", sagt er hastig und geht ihr nach.

„Doch, wirklich, Wölfchen", sagt sie treuherzig. „Es ist ein Jammer, daß wir uns nicht verstehen."

„Aber wir verstehen uns ja doch, Gipsy! Ich räume ein, daß von deinem Standpunkt alles richtig ist, was du sagst. Aber für mich nicht. Und das siehst du nicht ein."

Gipsy dreht sich lebhaft um. „Warum für dich nicht, Wölfchen? Wie war dein Vater? War er glücklich? Hatte er Erfolg?"

„Immer fragst du nach Erfolg, Gipsy!" ruft Wolf Hessel außer sich. „Tut man nichts in der Welt ohne auf Bezahlung, auf Erfolg zu rechnen? Kann man nicht sich einer stillen, der Welt abgekehrten Arbeit widmen wollen? Kannst du das garnicht begreifen?"

Gipsy zieht die Lippen eng zusammen. „Nein. Es gibt Leute, die das tun, ich weiß. Aber ich kann es nicht begreifen. Ich muß im Leben stehen. Ich muß etwas tun, was sichtbaren Zweck hat, was ich sich auswirken sehe, was irgendwie nützlich ist. Sonst hat es keinen Sinn für mich."

Wolf bückt sich zu ihr herunter und lächelt. Wenn er das tut, könnte sie ihm einen Kuß geben, so reizend sieht er dann aus. „Hältst du Tennisspielen für so besonders nützlich, Gipsy? Hat es einen sichtbaren Zweck?"

Gipsy ist einen Augenblick verblüfft. „Es gibt Muskeln", sagt sie dann eilig, „und wer sagt dir, daß ich nichts anderes kann, als Tennisspielen? Oder vielleicht will ich ja auch ein Professional werden und in Turnieren mein Leben verdienen."

„Du brauchst doch dein Leben nicht verdienen, einzige Tochter und verwöhnt, wie du bist!"

„So denkt ihr! Aber meine Freundinnen und ich wollen uns doch nicht noch jahrelang von unseren Vätern ernähren lassen? Gefüttert und gegängelt, — das kommt auf eins heraus. Hier natürlich sitzen die Mädels noch immer wie zu Großmutters Zeiten zu Hause, bis der Herrlichste von allen kommt und sie mit der Schimmelkutsche entführt. Pah!"

„Du willst also nicht heiraten."

„Doch. Aber vorher arbeiten. — Weißt du nicht, daß in Ungarn jedes Mädchen ein Diplom erwirbt, damit sie, wenn ihrem Mann etwas passiert, ohne Sorgen ihre alte Tätigkeit wieder aufnehmen kann? Oder wenn er krank wird, blind zum Beispiel oder lahm — gehört es sich dann nicht, daß sie die weitere Erhaltung der Familie übernimmt? — Wollen wir hinter Ungarn zurückstehen? — Und übrigens will ich mir meinen Mann selbst aussuchen. Nicht ausgesucht werden."

(Fortsetzung folgt.)

Hans Rainachers Johannisfeuer.

Skizze von **Georg Wagener**.

„Hans, was hast du? Seit heute morgen bist du ernst, fast niedergeschlagen und schweigst. Drückt dich eine Sorge?" Frau Marias Hand fuhr weich über die Stirn des Gatten.

Hans Rainacher schwieg. Er blickte in das gute, mütterlich schöne Gesicht seiner Frau. Die Liebe sprach aus ihren Augen, aber er sah nur die beginnenden Fältchen, die Haut, die nicht mehr blühte wie einst vor fünfzehn Jahren, als er Maria in sein Haus führte.

Sie las aus seinem Gesicht die stumme Antwort, und das Blut schlug ihr rot in die Wangen. Ihre Hand fuhr zurück, und ein bitterer Zug legte sich um ihre Mundwinkel.

Doch Frau Maria beherrschte sich rasch: „Armer Hans. Du stellst Vergleiche an, und sie fallen nicht zu Gunsten deiner Frau aus. Sie ist nicht mehr das frische, junge Blut, das du einst im Sturm genommen hast. Sie wird alt. Du wußtest es bisher nur nicht. Die junge Frau deines Freundes hat es dich erst gelehrt."

Hans Rainacher war rot geworden wie ein ertappter Junge. Verlegen zog er Maria auf seine Knie und küßte sie: „Nein, du machst dir unnötige Gedanken. Ich habe dich nie mit anderen Frauen verglichen, und hätte ich es getan, so müßte ich dich nur noch mehr lieben."

Sie sah ihm fest in die Augen: „Hans, das Lügen liegt dir nicht, und dein ganzes Gesicht empört sich dagegen."

Hans Rainacher senkte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Dann sagte er: „Ich will ehrlich sein, Maria. Ich habe nicht allein daran gedacht, daß die Jahre, und wenn sie auch noch so glücklich waren, nicht unbemerkt an dir vorüber gegangen sind, sondern es kam mir heute zum ersten Mal zum Bewußtsein, daß auch ich in diesen fünfzehn Jahren älter geworden bin. Der Anlaß zu diesen Gedanken war geringfügig und lächerlich. Die Bauernjungen unten im Dorf haben mich wie üblich um Erlaubnis gebeten, auch heute am Johannistag ihren Scheiterhaufen auf unserem Sonnwendhügel errichten zu dürfen. Ich gab ihnen die Genehmigung. Und plötzlich kamen mir unnütze Gedanken: „Johannisfeuer! Das Jahr geht wieder bergab, mit raschen Schritten dem Winter zu, und du tust es auch, Hans." Ich sah unwillkürlich in den Spiegel — graue Haare schimmerten an meinen Schläfen. Der Gedanke ließ mich nicht los. Er fraß weiter in mir, und zum ersten Mal kam es mir zum Bewußtsein, daß selbst die Liebe mir die feinen Fältchen nicht verbergen kann, die sich um deine Augen, um deinen Mund ziehen."

Frau Maria schwieg. Zwei Tränen perlten unter ihren Wimpern hervor. Da fühlte sich Hans Rainacher schuldig und legte ihr Gesicht sanft an seine Schulter: „Denke nicht mehr an den Unsinn. Wir können gegen die Zeit nicht ankämpfen, und meine Liebe zu dir ist die gleiche wie einst, vielleicht nicht so stürmisch wie damals, als ich dich über die Hausschwelle trug, aber ehrlich und dauerhaft."

Die Frau saß ruhig auf seinem Schoß, und in ihrem Herzen tobte der Aufruhr. Sie schalt ihre Regung unsinnig, und doch fraß der Gedanke an die bittere Wahrheit von der Sonnenwende ihres Lebens in ihr.

Dann sagte sie plötzlich: „Hans, ich habe eine Bitte. Die Mutter hat schon immer den Wunsch gehabt, ich möchte sie mit den Kindern besuchen. Laß mich für drei, vier Wochen zu ihr fahren."

Sie war froh, daß Hans Rainacher ihre Augen nicht sah, ihre Augen, die nicht lügen konnten. Denn sonst hätte er gewußt, daß sie die Bitte nicht ihrer Mutter zu Liebe aussprach, sondern daß der Gedanke sie beseelte: „Laß ihn für Wochen allein. Laß ihn die Leere im Hause empfinden. Laß ihn sich nach dir sehnen, und die Sehnsucht wird die Fältchen vergessen machen."

Wie wenig versteht ein Mann die Frauen! Hans Rainacher wunderte sich, daß Maria plötzlich vom ursprünglichen Gesprächsstoff abschweifte. Doch er war ihr dankbar dafür, daß sie den unliebsamen Gedanken nicht weiter ausspann: „Fahr hin, Maria. Ich bin glücklich, daß ich dir eine Freude bereiten kann. Heute abend aber gehen wir mit den Kindern auf den Sonnwendbühel." —

Hans Rainacher saß mit seiner Frau auf der Bank vor der Hütte auf dem Sonnwendbühel. Der Scheiterhaufen krönte die Kuppe des Berges. Die Nacht kroch langsam die Hänge hinauf, und der Mann schauerte leicht. Wieder befiel ihn das Gefühl des Gealtertseins, der Sonnenwende seines Lebens.

Da klangen fröhliche Stimmen den Weg herauf. Mädchen und Burschen, die um das Johannisfeuer tanzen und durch die lodernde Lohe in das Leben, in die Arme des Liebsten auf Erden springen wollten. Jauchzen brandete um den Scheiterhaufen. Hans Rainacher schalt sich einen Narren und — starrte.

Dann züngelte die Flamme am Reisig hoch. Auf den Bergen ringsum antworteten die Feuer. Der Reigen schwang sich um den lodernden Haufen. Hans Rainachers Kinder tanzten ihn mit.

Der Mann, der im Dunkel neben der Frau saß, die ihm gealtert erschien, starrte in das jauchzende Leben. Er dachte an den Tag vor fünfzehn Jahren, als er mit der jungen, blühenden Maria zum ersten Mal das Johannisfeuer flammen sah. Fünfzehn Jahre! Jahre der heißen, stürmischen Liebe, Jahre des seligen Elternstolzes, Jahre der Geborgenheit an der Seite der ruhigen starken Frau neben ihm, der er das Herz um einiger Fältchen willen schwer gemacht hatte. Lächerlich! Und doch klammerte sich der Gedanke wieder in seinem Innern fest: „Johannisfeuer, Zeichen der Sonnenwende in der Natur und im Leben!"

Frau Maria fühlte im Dunkeln, wie Hans Rainacher mit sich kämpfte, und sie schwieg. Sie wollte nicht sprechen, wollte das Herz des Mannes, das Herz, das sie kannte wie ihr eigenes, nicht beeinflussen: „Die Liebe selbst muß ihn handeln lassen, und kann sie es nicht, so nützt auch mein Betteln nicht mehr."

Da sprang das älteste Kind auf die Eltern zu: „Vater, Mutter, warum sitzt ihr im Dunkeln und freut euch nicht mit uns anderen über das helle Feuer, über den Sommer?" Die Hand des Kindes wies nach dem Scheiterhaufen, und die Flammen spiegelten sich in seinen Augen wider.

Hans Rainacher starrte in diesen jauchzenden Widerschein, in dies jubelnde Leben. Und plötzlich sprach sein Herz. Er riß das Kind an sich und küßte es dankbar: „Lauf hin, Helga, und freu dich des fröhlichen, jungen Lebens. Mutter und ich, wir wollen hier bleiben und euch im hellen Licht mit den anderen jubeln sehen. Unsere Herzen werden bei euch und fröhlich sein wie ihr."

Das Kind sah den Vater erstaunt an. Die Mutter nickte ihm zu. Da lief es mit großen Sprüngen zurück zum Licht.

Maria saß schweigend auf der Bank im Dunkeln. Hans Rainachers Kopf lag in ihrem Schoß, und ihre Hände fuhren weich über seine Haare wie einst vor fünfzehn Jahren. Und das Glück, das für Stunden bedroht schien, kehrte in ihr Herz wieder ein. „Maria, verzeih mir die unsinnigen Worte, mit denen ich dich heute quälte. Was können einige Fältchen um deine Augen unserer Liebe schaden? Wie durfte ich glauben, das Johannisfeuer sei das Symbol der Sonnenwende meines Lebens? Ich habe in die Augen unseres Kindes gesehen, und in ihnen unsere jubelnde, frohe Zukunft gelesen. Maria, bleibe bei mir, denn ich würde mich nach dir sehnen, und wärest du nur für Wochen fort von hier."

Da nahm sie seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf die Lippen. Und die leichten Fältchen um ihren Mund wurden durch ein glückliches und ein wenig sieghaftes Lächeln verdeckt.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.